

Literatur auf Gottes Spuren

Religiöses Lernen

mit literarischen Texten des 21. Jahrhunderts

herausgegeben von

Georg Langenhorst und Eva Willebrand

Matthias Grünewald Verlag

13. Zwischen Wunderglaube und Wunderskepsis *Ralf Rothmanns* Jesuserzählung: „Von Mond zu Mond“

Georg Langenhorst

„Sollte der Freund auf seine alten Tage religiös geworden sein?“ (*Rothmann* 2009, 249). Süffisant fordert Richard Sander, etablierter Dichter und Maler, seinen Gesprächspartner heraus. Für diesen, den knapp 50-jährigen Wolf, inzwischen ebenfalls als Schriftsteller etabliert, gilt Sander als der große Förderer, als Vaterfigur und Türenöffner hinein in den literarischen Betrieb. Religion ist Sander, dem Älteren, verdächtig, überholt, ein Zeichen von intellektueller Schwäche. Andererseits geht es unterschwellig um einen Rangstreit zwischen künstlerischem Vater und Ziehsohn. Was und wie der Jüngere schreiben darf oder nicht, das will der Mentor und Förderer immer noch selbst maßgeblich bestimmen oder zumindest bewerten dürfen. Religion wird zum stellvertretenden Konfliktfeld. Sander bohrt weiter. Irgendwo, ob nun „in einer überregionalen“ Zeitung oder „in einem Allgäuer Käsblatt“, habe „irgendein Naseweiser“ geschrieben, „dass neuerdings so etwas wie eine spirituelle Unterströmung in deinen Arbeiten auszumachen sei und man hier und da Bezüge zur Bibel herstellen könne“ (ebd.).

1. „Am Ende ist man religiöser, als man ahnt“

Die Provokation ist gesetzt: In einem früheren Gespräch hatte Sander schon einmal seine Meinung überdeutlich formuliert: „Religiös, wenn ich so einen Scheiß schon höre! Als ob du nicht wüsstest, was Religionen angerichtet haben in der Welt! Dieser ganze Psycho-Nebel ...“ (ebd., 175). Wolf, müde, wenig streitlustig, hatte dem entgegengehalten: „Du hast schon recht, am Ende ist man religiöser, als man ahnt“ (ebd., 173). Die Folge: ein empörter Ausbruch des Älteren: „Sei wie ich!“ (ebd.), hatte er dem Ziehsohn vorgegeben, und nun das! „Du bist ein bisschen doof, oder?“ (ebd., 174), hatte er ihm entgegengeschleudert.

Hier ein über 70-Jähriger, der die Religion für überwunden hält, der mit Religion abgerechnet, der Glaube als Illusion, Vertröstung und Opiat durchschaut hat; dort sein ehemaliger Schützling, 20 Jahre jünger, einer

anderen Generation zugehörig, der diese endgültigen Urteile und Verabschiedungen nicht mitmacht. Wolf, getragen von der „Einsicht, dass die Welt endgültig verloren wäre ohne den Glauben an das Wunderbare“ (ebd., 250), biegt die Provokation ab, ohne sich festzulegen. Eine „spirituelle Unterströmung“ in seinem Werk? „Bezüge zur Bibel“?

Richard Sander bleibt verwirrt zurück. Er wird seine versuchte Manipulation mit dem Tod bezahlen, so zumindest will es der Autor dieser Szenen, *Ralf Rothmann* (*1953), in seinem 2009 erschienenen Roman „Feuer brennt nicht“. Religion und die Frage nach Religiosität als Teil von Literatur aber wird hier direkt thematisiert.

Der geschilderte Disput über Religion, selbstverständlich eine fiktional entworfene Szene, mag angesichts dieser vom Autor selbst gegebenen Hinweise zumindest auch davon zeugen, dass Rothmann selbst überrascht ist. Und das gleich doppelt: Überrascht darüber, dass sein Werk mit zunehmendem Lebensalter des Autors tatsächlich immer häufiger religiöse Themen, religiöse Dimensionen, religiöse Sprachmuster aufnimmt. Überrascht dann aber auch darüber, dass sein Werk nicht nur Aufmerksamkeit bei einer auch kirchlich gebundenen Leserschaft findet, sondern sogar kirchliche Preise erhalten sollte. Wer hätte schon zu Anfang der literarischen Karriere von Ralf Rothmann gedacht, dass er etwa im Jahre 2003 mit dem „evangelischen Literaturpreis“ ausgezeichnet werden sollte, explizit verliehen laut Ausschreibungstext nur für „Bücher, für die Christen sich einsetzen können“? Und 2014 folgte der „Kunst- und Kulturpreis der deutschen Katholiken“.

Ralf Rothmann ist einer jener Gegenwartsautoren, in deren Werk den religiösen Spiegelungen eine besondere Rolle zukommt (vgl. *Langenhorst* 2011). Freilich völlig eigen-artig: 1953 in Schleswig geboren, verbrachte Rothmann die ihn prägende Jugend in Oberhausen. Der Vater war im Bergbau tätig, Rothmann selbst schloss nach der Volksschule eine Maurerlehre ab, versuchte sich danach in mehreren Berufen, etwa als Koch, Krankenpfleger oder Drucker. Seit 1976 lebt er eher zurückgezogen als freier Schriftsteller in Berlin, bleibt dem Trubel des Literaturbetriebs möglichst fern. Bekannt wurde Rothmann zunächst vor allem als Erzähler, der eben dieses Aufwachsen im kleinbürgerlichen oder proletarischen Milieu des Ruhrgebiets der 1960er- und 1970er-Jahre schildert. Präsentiert werden seine Romane fast durchgängig von einer distanzierten Außenperspek-

tive, von jemandem, der alles konkret miterlebt, ohne doch je tatsächlich ganz dazuzugehören.

Seit der Publikation des Gedichtbandes „Gebet in Ruinen“ (2000) kommt dem Nachspüren einer religiösen Tiefendimension jedoch eine neue Bedeutung in seinem Werk zu. Das Religiöse wird bei Rothmann dabei nicht nur zum Themenfeld, sondern geradezu zu einem literarischen Stilprinzip. Gott, so der Literaturkritiker *Hubert Winkels* über Rothmanns Werk, „leuchtet fortan in den sozialen Beziehungen und in der objektiven Dingwelt selbst“, Gott ist aus der „vage attraktiven Ferne“ ins „Allernächste geraten“, ja er „ist geradezu der Name für die stille Aufmerksamkeitsbeziehung zum Unscheinbaren“ (*Winkels* 2005, 8f.).

2. Die Auferweckung der Tochter des Jäirus

Rothmanns Umgang mit der Bibel lässt sich an einer Erzählung verdeutlichen, die den Rahmen seines Prosawerkes sprengt. In der Erzählungssammlung „Ein Winter unter Hirschen“ (2001) findet sich die Geschichte „Von Mond zu Mond“, die als Einzige den autobiografischen und zeitgenössischen Kontext des Autors verlässt. Entsprechend irritiert reagierte ein Teil der Literaturkritik, umso mehr, als uns diese Erzählung direkt in die Zeit Jesu führt. Ausgerechnet eine Wundererzählung nimmt Rothmann sich vor, genauer gesagt die fiktionale Neuschreibung einer der schwierigsten Wundererzählungen des Neuen Testaments überhaupt: die *Auferweckung der Tochter des Jäirus* (Mk 5,21–43).

Dass „Von Mond zu Mond“ eine Jesusgeschichte ist, ahnt man als Leserin oder Leser erst allmählich. Rothmann wählt als Zugang das Verfahren, das Jesus-Geschehen über einen erfundenen Zeitzeugen zu erschließen. Erzählt wird die Geschichte des Hirten Enosch, der im Auftrag des mächtigen Gemeindevorstehers Jäirus seinen Esel mit einer Ladung Käse von den Weidegründen zum Gutshof führt. Seine Sorge gilt einem kleinen Hund, der von einer Schlange gebissen wurde. Rothmann schreibt so, dass man vor allem den Sinneseindrücken des Hirten folgt. „Er sah schlecht in letzter Zeit, besonders nachts, aber er hatte Ohren wie ein alter Fuchs und kannte die Schattierungen der Stille“ (*Rothmann*, Ein Winter unter Hirschen, 90). So wird der Weg durch die Nacht vor allem zu einem sinnlichen Erlebnis: das Knacken der Zweige, die Rufe der Vögel, der Klang der Stille – all das wird konkret nachvollziehbar.

In diese Situation hinein werden erste indirekte Hinweise darauf eingestreut, dass wir es mit einer Jesuserzählung zu tun haben, die stets aus der Perspektive des Hirten erzählt wird. Über Jaïrus – der Name lässt bibelkundige Lesende bereits aufhorchen – wird gesagt, dass er ein „Mädchen, zwölf Jahre“ habe, das schwer krank sei, und „es wird ihm doch nicht wieder gesund. Da hilft kein Gott, kein gefiederter Geist“ (ebd., 89). Enosch, lebenserfahren und weise, glaubt nicht an Wunder. Dass man gerade etwa von einem „Besessenen aus den Grabhöhlen“ erzähle, von „seinem bösen Geist, und wie der in die Schweine gefahren sei“ (ebd., 89), stimmt ihn eher skeptisch. Derlei hat er schon oft gehört: „Und dann ist es wieder der böse Geist gewesen, den irgendein Prophet in die Säue getrieben hat“ (ebd., 90). „Irgendein Prophet“ – so wird erstmals auf Jesus angespielt. Dass man dem nicht trauen dürfe, dass das nichts Besonderes sein könne, wird vorausgesetzt.

Bei Tagesanbruch im Dorf angekommen findet der Hirte Enosch alle Bewohner in Aufruhr vor. Alle drängen zum Dorfplatz: Geschrei, Lärm, der harte Klang von Knochenflöten! Enosch belauscht zwei Feldarbeiter: „Was für ein fauler Zauber!“, meint der eine. „Berührt sein Gewand und ist geheilt.“ Und der andere „Blutfluss! Von wegen!“ (ebd., 96f.). Bibelkundige werden den Zusammenhang errahnen, stellt doch Markus in seinem Evangelium das Wunder von der Auferweckung der Tochter des Jaïrus in einen direkten Textzusammenhang mit der Heilung der blutflüssigen Frau. Rothmann rechnet offenbar mit Lesenden, die diese Zusammenhänge kennen oder herstellen können.

Enosch erfährt, dass die zwölfjährige Tochter des Ortsvorstehers gestorben ist. Auf der Suche nach seinem Auftraggeber gelangt er genau in dem Moment in dessen Wohnraum, in dem Jesus sich über das Kind beugt, das auf einem Lager, einer „Tür auf Böcken“ liegt, „noch blasser als sonst“ (ebd., 99). Das Mädchen erhebt sich. Der Mann aber – an seiner Sprache erkannt als ein „Nazarener“ mit „dem knochigen Gesicht“, „Mitte der Dreißig“ (ebd., 100), stets aber namenlos bleibend – blickte „sie an, ohne auch nur ein Lid zu rühren. Als könnte ein Wimpernschlag etwas zerreißen“ (ebd., 100).

Um das Wunder zu bezeugen, endet die Erzählung im Markusevangelium mit der Aufforderung Jesu, „man solle dem Mädchen etwas zu essen geben“ (Mk 5,43). So auch hier, denn Rothmann kennt die biblische Wundererzählung sehr genau und setzt sie konkret Punkt für Punkt um. Hier

freilich zeigt er auf Enosch, der mit seinem Käse die Szenerie betritt. Er wird derjenige, der dem Mädchen die erste Speise nach der Aufweckung reichen wird. „Ein Wunder“ (*Rothmann*, Ein Winter unter Hirschen, 101), murmeln die Menschen, bevor ein ungezügelter Freudenfest ausbricht. Von dem biblisch berichteten „Entsetzen“ (Mk 5,42) ist hier nicht die Rede. Enosch jedoch bleibt der Skeptiker, der er war: „Ein Wunder! Natürlich hatte sie geschlafen, tief, vielleicht sogar der Ohnmacht nahe, und dieser Fremde hatte sie geweckt!“ (*Rothmann*, Ein Winter unter Hirschen, 102). Enosch ist es recht. So wie „der Nazarener“ aus dem Trubel entweicht, so zieht auch der Hirte weiter – satt, reich belohnt für seine Arbeit, innerlich unberührt. Der Gang der Welt hat sich nicht geändert. Der kleine Hund, sein Augapfel, ist gestorben – keine Wunderheilung hier. Er wirft ihn „den Schweinen in den Trog“ (ebd., 103).

3. *Ein Wunder wider Willen?*

Keiner draußen wagte, über die Schwelle zu treten, alle verfolgten stumm, wie das Mädchen sich aufrichtete, blinzelte, schluckte; wie Benommenheit aus den Zügen der Kleinen wich, die nun die Wände, Vasen, Lilienschatten, die Teppiche und ihre Eltern anblickte, als sähe sie alles zum ersten Mal. Sogar ihre eigenen, gesalbt unter dem Tuchsaum hervorschauenden Füße schienen sie zu erstaunen. Das Schweigen war wie jene zweite Luft, in der die Geister atmen, und der Mann an ihrem Lager trat langsam zurück und ließ sie doch nicht aus den Augen. Den Kopf etwas geneigt, blickte er sie an, ohne auch nur ein Lid zu rühren. Als könnte ein Wimpernschlag etwas zerreißen. Noch zwei andere waren im Raum, kräftige Kerle, Fischer vielleicht, die standen nah bei ihm, und schließlich durchzuckte etwas die Mädchenbrust, sie hustete, schluckte wieder, und lächelnd drehte er sich um. Habe ich es nicht gesagt? Sie schlief.

Ein schlanker Mann, dem knochigen Gesicht und der Sprachtönung nach ein Nazarener, und obwohl er vermutlich so alt war wie Enosch, Mitte der Dreißig, gab es in seinem langen, im Nacken zusammengebundenen Haar kein graues. Er trug ein sackfarbenes Gewand ohne Taschen, jedoch keine Sandalen, und seine Hände waren nicht die eines Arbeiters oder Hirten. Sie waren schmal und lang und reinlich unter den Nägeln. Das konnte er jetzt sehen, denn auf ihn, auf Enosch

zeigte er, auf den eingenähten Käse, den er in der Armbeuge hielt, und in seinem Lächeln, so schien es, war etwas von dem Mondlicht der vergangenen Nacht. Das Mädchen muß essen! Gebt ihm zu essen.

Enosch trat näher. Jairus' Tochter aber, die Haut so fahl wie das dünne Hemd, rang leise nach Luft. Sie stützte sich auf die gestreckten Arme und starrte den Nazarener an, schwitzend, zitternd, und der Mund war plötzlich der einer Frau und wollte lachen oder weinen – was wollte er? Und welcher Blick war das, was brannte in den schwarzen Augen? Noch einmal neigte sich der Fremde vor, legte ihr eine Hand auf die Schulter, ganz kurz nur, ganz sanft, und dann überschritten die ersten die Schwelle, traten ins Zwielflicht, und Jubel und Hochrufe wurden laut.

Kinder sprangen vom Fensterbord ins Zimmer und drängten sich um das Lager, und die beiden Begleiter stellten sich sofort hinter den Nazarener, der nun zu der Tür ging, durch die Enosch gekommen war, in den Gang zwischen Wohn- und Wirtschaftstrakt. Dort wartete jener Bärtige, den Mantel ausgebreitet, und er schlüpfte hinein, ohne sich noch einmal umzusehen. Man zog ihm die Kapuze über den Kopf und führte ihn rasch davon.

Und Jairus und seine Frau umarmten sich, umarmten ihr Kind, und Martha weinte und kam mit Gebratenem und Brot, die Fladen wurden naß. Enosch legte den Käse auf den Tisch, zwischen die Binden und Tücher und Tiegel voll Öl, draußen machte man Musik, alle lobten Gott, und auch das Halleluja schwamm in Tränen.

Ein Wunder, murmelte Martha, während sie rasch hin und her lief mit Milch und Eingemachtem, immer wieder: Ein Wunder! Und Enosch wagte nicht zu widersprechen, das hätte ihn um Fleisch und Wein gebracht, von einem Schlauch ganz zu schweigen; und vielleicht durfte er ja heute nacht in der Küche schlafen, neben dem Ofen. Er ging durch den Gang voller Schlachtzeug, um endlich das Tier zu versorgen. Der Lärm hier, die Trommeln und Zimbeln machten ihn unruhig, seine Ohren schmerzten, und obwohl es doch warm war und alle schwitzten, die Sonne stand im Zenit, wurde ihm kühl.

Ein Wunder! Natürlich hatte sie geschlafen, tief, vielleicht sogar der Ohnmacht nahe, und dieser Fremde hatte sie geweckt, das war alles. Aber wenn das schon ein Fest ergab, sollte es ihm recht sein. Er nahm dem Esel das Traggestell ab und führte ihn in den Stall. Dort ver-

rührte er zwei Scheffel Hafer mit einem Scheffel fauler Feigen und schüttete alles in die Krippe. Und während das Tier fraß, bürstete er ihm den Staub aus dem Fell.

Denn sagt man zu einer ehemals Toten, zu einer, die zurückkommt ins Leben, was dieser Nazarener nah an ihrem Ohr geflüstert hatte? Leise, sehr leise, das ja, aber Enosch hörte wie ein alter Fuchs, Enosch kam aus den Bergen, wo die Stille nach jedem Schritt anders klingt. Und der Fremde, nach einem Blick in die Augen des Mädchens, in denen wer weiß was glomm, hatte sehr deutlich geflüstert. Jedem mochte das entgangen sein – ihm nicht. Es war ein Flüstern ohne Stimme gewesen, fast nur Atem, aber das Mädchen hatte einmal kurz die Lider geschlossen. Und dann war der Mann plötzlich fort.

Vergib mir ...

Ralf Rothmann, Ein Winter unter Hirschen, 100–102

Während Rothmann mehrere Strukturmomente der biblischen Wundererzählung aufgreift, dramatisiert, psychologisiert und im Rahmen des vorgegebenen Erzählschemas auffüllt (drei gängige Verfahren literarischer Bibelrezeption), weicht er an einer Stelle signifikant von der Vorlage ab. „Talita kum“ (Mk 5,41), so werden im Neuen Testament die Worte wiedergegeben, mit denen Jesus das Mädchen auferweckt, übersetzt dort als „Ich sage dir, steh auf“. Möglich, dass Jesus auch hier diese Worte gesprochen hatte, bevor die von uns durch Enosch bezeugte Szene einsetzte. Dann jedoch habe er ihr etwas zugeflüstert, das nur er – und dadurch wir – gehört haben. „Jedem mochte das entgangen sein – ihm nicht“ (*Rothmann, Ein Winter unter Hirschen, 102*). Enosch, der ja „hörte wie ein alter Fuchs“ (ebd., 102), vernahm die Worte „Vergib mir“ (ebd., 102). Das Erweckungswunder – eine Tat ohne Zustimmung der Verstorbenen? Wie sollte sie weiterleben, die Tochter des Jäirus? Welche Zukunft kann ihr beschieden sein? Rothmann setzt seine Fragezeichen an das biblische Wunder.

Entscheidend: Rothmann erzählt diese Wundergeschichte der Bibel von außen kommend nach, aus skeptischer Perspektive, ohne ihr dadurch die Plausibilität zu rauben. Die in den Worten „Vergib mir“ angedeutete, weit über die Bibel hinausgreifende Frage, ob ein Leben nach einer solchen Auferweckung sinnvoll, lebenswert, menschlich sein könne, wird nicht beantwortet. Enosch bleibt ein ungläubiger Zweifler. Den Lesenden aber

öffnet sich außerhalb der Figurenperspektive die Möglichkeit von eigenen Deutungen.

Besonders ein erzählerischer Kniff taucht die Erzählung in den Bereich des Numinosen. Im Titel „Von Mond zu Mond“ wird ein das Geschehen begleitendes Symbol aufgerufen. Die gesamte Schilderung wird von Farben bestimmt, die den Hintergrund bilden und dadurch das vordergründige Geschehen deuten. Die Nacht, so wird anfangs erzählt, war „sternklar und hell wie ein Tag, durch blaues Tuch betrachtet. Dabei war der Mond noch gar nicht aufgegangen“ (ebd., 89). Später dann: „Der Mond ging auf, ein riesiges orangerotes Rund, das schnell über die Zypressen stieg“ (ebd., 89). Wenig darauf: „Der Mond war jetzt gelb und blass, aber immer noch sehr groß“ (ebd., 90). Als Enosch an der Quelle einen von Dämonen Geheilten trifft, wird beschrieben, wie der „Glanz der Nacht ins Becken fiel“ (90). Die Hand des Fremden fuhr „langsam durch das Wasser“, als „wollte sie etwas von dem Licht herausschöpfen“ (ebd., 91). Und als der Fremde aufbricht, „betrachtete Enosch das Mondlicht auf dem Wasser, als hätte der dort es vergessen“ (ebd., 92).

Die Beschreibungen des Mondes erschaffen so eine Dimension, die sich der Greifbarkeit entzieht, öffnen einen Raum jenseits des Erzählten. Kaum zufällig wird auf genau die zuletzt genannte Szene angespielt, als sich Enoschs Blick mit dem des „Nazareners“ ein einziges Mal trifft, als dieser ihn auffordert, der Erweckten zu essen zu geben. „In seinem Lächeln, so schien es, war etwas von dem Mondlicht der vergangenen Nacht“ (ebd., 100). „Der Nazarener“ und das Numinose des Mondlichts verschmelzen zu einem nicht aufgelösten Hinweis. Als Enosch am Ende der Erzählung in der folgenden Nacht wieder aufbricht, zurück zu seinen Herden, tönt wieder der Ruf eines Nachtvogels in „sehnsuchtsvollen, unsagbar zarten“ (ebd., 103) Tönen, bald von einem anderen erwidert, und es „klang wie ein Ruf von Mond zu Mond“ (ebd.).

4. Wunder-bare Deutungen

Die erzählerische Schwebelage weist den Weg für Verwendungen der ausgewählten Textpassage im Religionsunterricht älterer Schülerinnen und Schüler oder der Erwachsenenbildung. An dem markinisch erzählten Wunder trennen sich die Wege hinsichtlich dessen, was die eigene ‚gewissmachende Wahrheit‘ auszeichnet: *Glauben* wir buchstäblich an dieses

Wunder? Halten wir es für fiktionale Erfindung? Versuchen wir nachträglich, rationale Deutungsmöglichkeiten zu überprüfen? Geht es um ein symbolisches Geschehen, das nicht als historische Wahrheit, sondern als Bewegung tief in der menschlichen Seele verstanden werden will? Selbst innerhalb christlicher Gruppen wird es unterschiedliche Zugänge zu dieser Erzählung und ihrem Wahrheitsgehalt geben.

Rothmanns Erzählung lässt alle Deutungsoptionen offen. Auch seine Erzählung gibt keine eindeutige Erklärung vor. Das macht ihren Reiz aus. Gleichzeitig verweist der Stil auf die Möglichkeit, dass hier alle rationalen Erklärungen zu kurz greifen. Die kognitive Durchdringung stößt an unüberwindliche Grenzen. Gerade so wird der ‚Mehrwert des Ästhetischen‘ spürbar.

Methodisch legt sich gewiss ein Vergleich der – möglichst ganz gelesenen – Erzählung mit dem knapp und gerafft erzählten biblischen Text nahe. Am Anfang sollte ein Blick auf die Wundererzählung selbst stehen, etwa unter den Leitfragen: Was wird hier alles *nicht* erzählt? Was lässt Freiraum für Deutungen und Fantasie? Welche Fragen lassen sich an den biblischen Text formulieren? Von da aus kann Rothmanns Text in das aufgespannte Panorama der entwickelten Ideen eingespannt werden. Wo findet er überraschende Zugangsideen zu der biblischen Erzählung? Was bewirkt der so besondere Stil? Und wie ist die schlussendliche Zufügung zu der Auferweckungsszene zu deuten? Gerade hier lässt sich zeigen, wie die zuerst zu beobachtende und zu analysierende *Korrelation* zwischen biblischem und modernem literarischem Text Lesende letztlich zu einer eigenen Positionierung und Stellungnahme herausfordert.